

287 X. 1917

### Die Friedensfrage.

Von Grafen Julius Andrássy.

R. u. l. Geheimer Rat, königlich ungarischer Minister a. D.

(Siehe Nr. 19069, 19076, 19083, 19090 und 19097 der „Neuen Freien Presse“ vom 23. und 30. September, 7., 14. und 21. Oktober.)

Budapest, 26. Oktober.

Ich kann daher dasjenige, was ich über die Art der Friedenslösung bisher gesagt habe, dahin zusammenfassen: Es gibt keine fertige Formel, kein untrüglich sicheres Mittel für die Schaffung des Friedens. Für eine Annahme des Prinzips des Friedens ohne Eroberung ließe sich bloß vorbringen, daß die Annahme dieses Prinzips unsererseits den Druck der Ententegegnern auf ihre Regierungen steigern würde. Wenn wir aber die innere Verschmelzung betrachten, welche zwischen den Sozialisten und den kämpfenden Nationen zustande gekommen ist, wenn wir jene Machtmittel in Betracht ziehen, über welche die Regierungen verfügen, und wenn wir bedenken, daß auch diese Kreise eine vollkommene Aenderung unseres Standpunktes für ein Zeichen der Schwäche halten und glauben werden, der Krieg werde ohnehin alsbald mit ihrem Sieg enden: so halte ich diese Hoffnung nicht für genug begründet, als daß wir uns um ihren Willen ein für allemal und prinzipiell in die nachteilige Lage versetzen, daß wir trotz unserer weiteren Opfer, selbst im Falle unseres vollkommenen Sieges, trotz der hartnäckigen Böswilligkeit und der Aufrechterhaltung des aggressiven Geistes unserer Feinde unter keinen Umständen diejenigen Grenzberichtigungen erreichen, die in Zukunft unsere Verteidigung erleichtern können. Ich halte dies um so weniger für richtig, als ja, wenn ein Zusammenwirken mit den internationalen Sozialisten zum Ziele führen kann, dies auch erreichbar ist, ohne daß wir uns ein für allemal deren Grundsätze zu eigen machen. Dies wäre auch dadurch zu erreichen, daß wir den Frieden ohne Eroberung zu einem geeigneten Zeitpunkt unter der Bedingung anbieten, daß wir im Falle der Ablehnung unseres Angebotes durch die Entente unsere Handlungsfreiheit wieder zurückgewinnen. Zweifellos ist meiner Ansicht nach eine der Hauptursachen dessen, daß wir noch keine Friedensverhandlungen haben, der Glaube unserer Feinde, daß sie noch siegen können, und daher ist meines Erachtens nach der Beweis unserer Kraft durch Taten das beste Argument für den Frieden. Wenn wir den Frieden wollen, müssen wir uns noch immer für den Kampf rüsten. Das ist eine alte und traurige Wahrheit, sie ist aber auch heute noch nicht veraltet. Sie ist auch heute noch ebenso wahr wie damals, als man noch weniger von Humanität, von internationalem Recht, neuer Epoche und von der alles heilenden Kraft der Demokratie sprach. Es gehört ganz und gar nicht in den Rahmen dieser Studie, danach zu forschen,

was wir zum Zweck unserer Kraftentwicklung und Erhaltung tun müssen. Es genügt die Feststellung dessen, daß wer den Frieden will, dies bei uns — wo die Regierungen und die Mehrheit der Nation den Frieden ohnehin wollen — nicht so sehr durch Friedensreden, durch Agitation im Interesse des Friedens, durch Einreissen offener Türen, als vielmehr durch die Kräftigung unseres Armes erreichen kann, dadurch, daß er den Sieg, den Erfolg vorbereitet. Die Agitation im Interesse des Friedens kann volkstümlich machen, kann einen mit dem Nimbus des Friedensapostels umgeben: dem Frieden selbst schadet sie mehr, als sie nützt. Dies würde sicherlich auch dann gelten, wenn wir uns über die Absichten der Ententeregierungen würden und wenn die Entspannung, die ich hervorgehoben habe, in der Tat eine Richtungsänderung und die Entwicklung einer ehelichen Friedensabsicht bedeuten würde. Denn unser Erstarken würde diese Friedensabsicht nur noch rascher zur Reife bringen, andererseits aber würde es verhängnisvolle Ergebnisse haben, wenn unsere Energie in der Hoffnung auf den Frieden erlahmen und wenn sich dann herausstellen würde, daß die Friedenshoffnung eine Täuschung war.

Neben der Kriegsbereitschaft freilich müssen wir stets bereit sein, einen gesunden Frieden auf Grund der Verständigung und Billigkeit mit der Absicht zu schließen, daß eine neue dauernde Epoche einsetze, in der das Recht auch in seinen internationalen Beziehungen zu einer größeren Rolle gelange und die Gewalttätigkeit an Wichtigkeit verliere. Unser Hauptziel darf nicht sein, daß wir uns so sehr ausbreiten, als dies unter den gegebenen Verhältnissen vielleicht möglich wäre, sondern daß wir unter Sicherung unseres Daseins und unserer Zukunftsentwicklung die Grundlagen eines dauernden Friedens errichten. Wir müssen unseren ganzen Einfluß mit voller Kraft in die Waagschale werfen, damit diese Bereitschaft auch bei unseren Verbündeten vorhanden sei und erhalten bleibe und daß es sich nicht ereigne, daß die Menschheit wegen des imperialistischen Dünkels einzelner Fraktionen gegen ihr besseres Wissen und Gewissen blute.

Es ist ferner wichtig, daß man überall an diese unsere aufrichtige Friedensliebe auch glaube. Die Kunstgriffe der Ententeregierungen, mit welchen sie die Kampflust wach- erhalten, beruhen auf der Betonung dessen, daß wir eigentlich den Frieden ernstlich gar nicht wollen. Wenn es uns gelingt, die neutrale öffentliche Meinung und damit die während des Krieges mit dieser im inneren Kontakt stehende Gesellschaft der feindlichen Staaten von dem Gegenteil zu überzeugen, dann erschweren wir das Werk der Kriegsparteien und ziehen diejenigen aufgefressenen gutgläubigen Elemente, welche den Frieden wollen und nur in dem naiven Glauben befangen den Krieg hinnehmen, daß wir eigentlich den Frieden gar nicht wollen, von der Kriegspartei ab.

Seit der Regierung des Kaisers und Königs Karl ist diesbezüglich wenigstens, was uns betrifft, ein Fortschritt zu verzeichnen. Heute glaubt man an die Friedensliebe unseres Herrschers aufrichtiger als an die irgendeines anderen Monarchen. Auch dem Grafen Czernin ist es geglückt, den Glauben zu bestärken, daß er den Frieden will.

Die österreichisch-ungarische Monarchie war in ihrer heutigen Form, seitdem die Dynastie die deutschen und italienischen Präzessionen aufgab, vermöge ihres Daseinsinteresses ein Friedensfaktor. Und sie wird es noch mehr werden, wenn der jetzige Friede jene ständige Provokation beseitigt, die in dem großserbischen Gedanken verborgen war und die Oesterreich-Ungarn zuweilen zu einer unergischen Politik und zu gewissen mit einem Kriegszustand verbundenen Handlungen zwang, weil es nur derart die Zügel der Grenzen erhalten zu können vermeinte. Sobald diese Gefahr aufhört, muß Oesterreich-Ungarn sein höchstes außenpolitisches Ziel darin suchen, daß es eine katastrophe, wie die gegenwärtige, durch den Frieden in Zukunft ausschließt. Je enger die Grenzen in je weiteren Kreisen anerkannt wird, desto mehr Oesterreich-Ungarns naturgemäß und desto mehr Friedenspolitik bleibt, um so mehr können wir

im Interesse des Friedens tun. Unser hart ein hoher Beruf in der Gegenwart, wie in der Zukunft. Seitdem Rußland seine orientalischen Ambitionen aufgegeben, seitdem es erklärt hat, daß es Konstantinopel und die Meerengen nicht begehre, seitdem es verkündet hat, es wolle nicht erobern, besteht zwischen den führenden Staaten der Ententemächte und zwischen uns kein direkter Interessengegensatz mehr. Wir sind wegen unserer Verbündeten aneinander geraten, weil jene sich mit den orientalischen Ambitionen der Zaren und mit den großserbischen Ideen identifizierten und gegen unsere Verbündeten losgingen. Allein ein direkter Interessengegensatz besteht zwischen uns nicht. Die Westmächte haben keine Ursache, auf uns eifersüchtig zu sein. Andererseits kann die Kraft Englands und Frankreichs, sofern sie nicht zum Schaden Deutschlands sich geltend macht, an sich genommen, uns nirgends gefährden oder bedrohen. Diese Situation müssen wir für den Frieden ausnützen. Das gegenseitige Bestehen der beiden Hauptgegner: Englands und Deutschlands, können wir als ehrliebe Makler am leichtesten vermitteln und fördern, wenn Deutschland unbedingt in unsere Loyalität vertraut, und wenn England erkennt, daß wir kein anderes Interesse haben, als die Sicherung des Friedens auch in der Zukunft und daß uns England nicht im Wege steht.

Mit der größten Sorgfalt und Vorsicht müssen wir indes vermeiden, daß unsere Friedensliebe als ein Zeichen der Schwäche angesehen werde. Gewiß werden unsere Feinde alle unsere Friedenskundgebungen böswillig als Zeichen des Kleinmuts und der Feigheit einstellen. Das soll uns aber von der Betonung unserer ehrliebe Friedensabsicht, von der Ausnützung der ernstesten Möglichkeiten und davon nicht abschrecken, daß wir die Berührung und den Zusammenhang auch mit unseren direkten oder indirekten Feinden aufrechterhalten. Aber es soll uns von Friedensangeboten, die nicht zum Ziele führen, sowie von dem Verzicht auf unsere berechtigtesten Forderungen abhalten, ehe unsere Gegner ihrerseits nicht auch Konzessionen gemacht haben. Ich glaube, der derzeitige Minister des Auswärtigen hat um einiges mehr über den Frieden gesprochen — über einen Frieden ohne Eroberung und Entschädigung — als wünschenswert. Im allgemeinen leben wir in der Atmosphäre des alten österreichischen Pessimismus, trotzdem wir keine Ursache dazu haben. Den Frieden kann uns eher die Stimme des Selbstvertrauens und des Selbstgefühls verschaffen als die des Pessimismus.

Vor allem aber meiden wir die Zweideutigkeit, die den Anschein erwecken könnte, als ob wir imstande wären, unsere Verbündeten im Stiche zu lassen, als ob wir bei den Friedensverhandlungen nur an uns denken, und wenn man uns auszahlt, fähig wären, die gemeinsame Sache zu verraten, für die wir zusammen mit unseren Bundesgenossen bluten. Dies wäre nicht nur eine gemeine Handlungsweise, dies würde nicht nur gegen die Heiligkeit des gegebenen Wortes verstößen, es wäre auch ein Wahnsinn, denn wir bedürften eines starken uns verbündeten Deutschland ebenso sehr, wie Deutschland unser bedarf. Wenn auch nur ein Schatten der Hoffnung auf einen Sonderfrieden in unseren Feinden auftauchen könnte, dann würden sie die Waffen nicht niederlegen, denn dann würden sie ihre Berechnungen auf die Möglichkeit aufbauen, uns gegeneinander auszuspielen.

Unser Verhalten soll in unseren Verbündeten und auf der ganzen Welt das Gefühl erwecken, daß wir absolut verläßlich und treu sind, daß wir im Vertrauen auf unsere Kraft und auf die Gerechtigkeit unserer Sache so lange kämpfen, als es die Verteidigung unseres Daseinsinteresses erfordert, daß wir aber zu einer selbständigen und nach jeder Richtung hin mäßigen Vermittlerrolle entschlossen sind, daß wir diesen Krieg verabscheuen, daß wir ihn nicht um einen Tag weiterführen werden, als unsere Feinde es erzwingen. Man möge wissen, daß unser Daseinsinteresse und unsere bewußte Politik in der Gegenwart und in der Zukunft auf der Beseitigung dessen beruhen wird, daß die Welt sich nicht mehr in solche feindliche Lager spalte wie heute; daß unsere Politik, die Politik der ehrliebe Verlässlichkeit und der Selbstbeschränkung sein will, eine Politik,